

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 35 (1955-1956)  
**Heft:** 8

**Rubrik:** Kulturelle Umschau

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Zum Bösen vorbestimmt

William Faulkners *Requiem für eine Nonne*, das im Schauspielhaus seine deutschsprachige Uraufführung erlebte, ist ein moraltheologischer Reißer, der an menschlicher Greulichkeit dem Zuschauer nichts erspart. Allein so unverblümt sein Abscheu oft herausgefordert ist, er wird vom besessenen Ernst und dem Symbolgehalt des Stoffs aufgewühlt werden. Faulkner treibt kein gewinn-süchtiges Spiel mit Modethemen; Totschlag, Mädchenschändung und Jagd nach Gott treten als untilgbare Realitäten auf. Glühend und grauenvoll wie die Geschichten des Alten Testaments.

Was der Zuschauer auf der Bühne sieht, ist der als Drama konzipierte Mittelteil des Romans gleichen Namens. Temple Drake, Tochter aus achtbarem Hause, verheiratet mit dem «old Virginian» Gowan Stevens, entreißt in rasenden Monologen ihre Vergangenheit dem Dunkel. Es ist Gerichtstag in ihrem Herzen und auf der Bühne, doch ist nicht sie angeklagt, sondern das schwarze Kindermädchen Nancy, welches ihre Tochter erwürgt hat. Der Gerichtshof entscheidet auf Tod durch den Strang — da beginnt Temples Gewissensaufstand.

Ibsens Losung «Dichten ist Gerichtstag halten» wird wieder mächtig und mit ihr die analytische Technik der Aufdeckung des Vergangenen. Die Vergangenheit ist für Faulkner eine Urgewalt, die das menschliche Leben in stählernen Netzen hält; was mit dem Collegegirl Temple Drake auf der Fahrt zu einem Baseballspiel geschah, waltet noch heute unheilvoll über ihrem Leben. Damals nämlich fuhr sie im Wagen des

betrunkenen Stevens in einen Baum unweit einer Schwarzbrennerei. Dort wurde sie Zeuge eines Mords, und, statt ihn anzuzeigen, ließ sie sich, im Banne des Bösen, vom Mörder mitschleppen und in ein Bordell sperren. Warum floh sie nicht von dort? Das Fenster stand unbewacht, die Dachrinne wies ihr den Weg. Sie aber ergab sich mit Genuß ihrer Verworfenheit. Nancy war ihre Wärterin, die ihr die Tür verschloß, aber die Einsamkeit teilte. Als Stevens sie nach sechs Wochen befreit und aus Anstand oder Hochherzigkeit zur Frau nimmt, wird sie die «morphinistische Niggerhure», die einzige Freundin, mit der sie sich aussprechen kann, nicht vergessen.

Wie stark sie an die unterwürfige Schwarze gekettet ist, ermißt der Zuschauer in jener Szene vor dem Gouverneur, wo Temple um Begnadigung der Unschuldigen bettelt und unter Qualen ihre Vergangenheit ans Licht zieht. Da beginnt die vom Bösen Umhergetriebene das schauerliche Requiem. Ihre Ehe wurde zur Hölle der Dankbarkeit; nie konnte der edle «old Virginian» seinen Großmut genug preisen hören. Nicht die Verzeihung herrschte, sondern ein Moloch, der ihre Gefühle des Danks verschlang. Der Argwohn schlummerte nur in ihm und sprang eines Tages schrecklich auf: er bezweifelte die Legitimität ihrer beiden Kinder. Die Türe zum neuen fleckenlosen Leben fiel abermals vor ihr ins Schloß. Sie hatte nur eins erhofft: sich endlich dem Guten zuzukehren, da stieß er sie in das Böse zurück. Die Rückkehr war leicht. Der Bruder ihres Verführers besaß Briefe,

die sie einst einem Geliebten geschrieben hatte und «die der angetraute Gatte besser nie lesen sollte». —

Erpressung also, bald aber mehr: die Verlockung des schönen, bedenkenlosen Jünglings zur Flucht aus dem Pfuhl der Ehe. Nancy spürt die Gefahr. Was bleibt ihr zur Rettung der Kinder und der Mutter übrig, wenn nicht der Mord der jüngsten Tochter. Sie nimmt eine Schuld auf sich, um den bösen Plan zu vereiteln. Auf die Frage, ob sie die Tat getan, sagt sie ergeben: «Ja, mein Herr und Gott.» Soll sie nun büßen für etwas, das ihr Werk, aber nicht ihre Schuld ist? Der Gouverneur nickt; die Schwarze muß volle Sühne leisten, damit ihr Opfer volle Kraft entfalte. Gebrochen sucht Temple die Verurteilte im Gefängnis auf und fragt sie nach dem Halt, der sie im Gedenken ihrer Unschuld vor der Verzweiflung bewahre. Es ist der Glaube, entgegnet sie opfermütig und gefaßt. In ihm werde Temple, die das Entsetzen vor dem Fortleben packt, einen Hort finden. Nancy aber trägt ihrer beiden Leid fort in den Tod.

Ein gedanklich hochbefrachtetes Werk und dennoch kein blutleeres. Gerade weil es keine Lösung gibt, sondern eine Wandlung nur anzeigt, läßt es dem Leben alle Wege offen. Im Vergleich mit den Heilstücken *T. S. Eliots*, der «Cocktailparty» und dem «Privatsekretär», ist Faulkners «Requiem» weniger konstruiert, weniger dogmatisch und weitaus gefühlsmächtiger. Die Probleme unserer Zeit, die vom Bösen in allen Formen angegriffen wird, können beide am Schluß nur mit dem Umkippen in den Glauben meistern. Es ist jedoch etwas anderes, ob eine nur gesellschaftliche Lebenskrise durch das Vorhalten des Glaubens geglättet wird, oder ob im

vulkanischen Ausbruch des Bösen ein Mensch an den Rand seines Daseins geworfen wird, wo er sich selbst verliert und anderes Leben vernichtet. Unser Theater ist ohne Zweifel ethisch ausgerichtet, es fragt nicht nach Charakteren und ergreifenden Handlungsläufen, sondern will Sinnlösungen des Lebens geben, indem es den Menschen Gott entgegenstellt. Im großen Ichzerfall bleiben uns Geschöpfe wie Temple Stevens glaubhaft und faszinierend. In ihr erkennen wir heute den Menschen: eine dünne Folie äußerlich greifbarer Realität, überall durchlöchert von den Aufwallungen des Irrationalen: Erinnerung, Verfehlung, Erlösungshunger. Ein Schicksal aus dieser Konstitution enthüllt uns Faulkners «Requiem für eine Nonne».

*Leopold Lindtberg* hat alles daran gesetzt, daß die szenische Verwirklichung die Höhe der dichterischen Aussage hält. Durchscheinende Dekorationen, Mischung von Requisiten und photographischen Hintergrundprojektionen (ein glücklicher Einfall aus Hannes Meyers Inszenierung des «Kalten Lichts») schaffen den richtigen Rahmen, die hervorragende Schauspielerleistung von *Heidemarie Hathey* läßt mit reichen seelischen Nuancierungen Temple Stevens packend vor uns erstehen. Nervös, bald zynisch, bald hysterisch, zurückschreckend vor den Finsternissen der eigenen Seele, so schöpft sie die schwierige, nahezu monologische Rolle ohne Rest aus. Es ist ein gut Teil ihr Verdienst, daß das Stück dem Publikum so unmittelbar nahe geht. Dies außergewöhnliche Theaterereignis wird sicherlich weitherum ausstrahlen.

*Georges Schlocker*

## « Hortulus »

« Hortulus », die schweizerische Vierteljahrsschrift für neue Dichtung, ist in den fünften Jahrgang getreten. *Hans Rudolf Hilty* gibt sie heraus im *Tschudy-Verlag* zu St. Gallen. Die Anfänge der Zeitschrift erschienen noch tastend und unbestimmt; man stieß damals noch auf Mundart-Texte, Heimatlich-Traditionelles stand neben Expressiv-Modernem, kurzum, der Zeitschrift fehlte die Richtung. Inzwischen hat sich der « Hortulus », ohne je doktrinär zu werden, doch auf sein eigentliches Wesen besonnen: er will in erster Linie der jungen Dichtung dienen. Dabei hat er sich auf keinen -ismus festgelegt; er steht den jungen Autoren nicht um ihrer Theorien, sondern um ihrer Sache willen offen. Welch eine aufopfernde Arbeit hat der Herausgeber auf sich genommen, der mit ständiger Anteilnahme das gegenwärtige Schrifttum verfolgt, weit über die Schweizer Gaue hinaus, und der seine schöne Aufgabe mit Liebe pflegt und fördert.

Wir möchten auch das Verdienst des Verlages würdigen. Auch er hat nicht ohne Opfermut ein solch idealistisches Unternehmen begonnen und hat es verstanden, durch eine schöne Aufmachung und einen gepflegten Druck den Heften, trotz ihrem mäßigen Preis, einen beinahe bibliophilen Charakter zu verleihen.

Wir meinen natürlich nicht, daß alles, was der « Hortulus » bringt, gültige Dichtung sei. Es gibt Beiträge, die in modischem Surrealismus prangen, andere wieder sind jünglinghaft-dunkel oder aber in jener eckig-abgerissenen, um jeden Preis abgründig sein wollender Manier geschrieben, die dem besinnlichen Leser mitunter auf die Nerven geht. Künftige Zeiten werden vermutlich über diesen sauren Dilettantismus einmal so unbefangen lachen, wie wir lachen über den süßen, den Gartenlauben-Dilettantismus vergangener Zeiten. Nichtsdestoweniger halten wir den « Hortulus » für ein achtunggebietendes Unternehmen. Wir leben in einer Zeit, wo das

theoretische Schrifttum aller Art überwuchert; die Bemühung um die abgelegensten Belange der Historie gilt für wissenschaftlich und also für ehrwürdig. Wie viele sind noch immer des guten Glaubens, mit der wiederholten Interpretation und Analyse der klassisch gewordenen Dichtung das Wesentliche zu tun — und möchten sie immerhin! Wenn sie nur der gegenwärtigen, der werdenden Dichtung einiges Interesse entgegenzubringen geruhen! Aber das Bereden der Dichtung scheint heutzutage ergiebiger zu sein als das Dichten selbst; wem es um das letztere geht, der hat keinen leichten Stand. Und so wird ihm ein Unternehmen wie das hier angezeigte herzlich willkommen sein.

Es wäre ausgeschlossen, hier alle Autoren zu erwähnen, die im « Hortulus » schon zu Worte gekommen sind. Wir suchen einiges wenig herauszugreifen, was uns besonders gefallen hat.

Den vierten Jahrgang der Zeitschrift durchziehen vier Prosastücke des jungen Schweizer Dichters *Hans Boesch*. Es sind die ersten Kapitel des in Entstehung begriffenen Romanes « Os ». Boesch schildert in einer durch und durch mit Wirklichkeit gesättigten, sinnlichen Sprache das Leben und Erleben eines Bauernbuben. Alle Episoden strotzen gleichsam vom Heu- und Harzduft des Bauernlandes. Der Dichter hält sich ebensofern von den Blässen des Literatentums wie von den Heimat-Klischees der sentimentalischen Art, die in der Schweiz noch lange zögern, ehe sie untergehen . . . Der Knabe Os spielt anmutig mit seiner Freundin Lili, vergräbt den Hundekopf und die Ostereier im Ameisenhügel: die letztern, damit sie recht farbig und gesprenkelt werden, den erstern, damit er, von den Ameisen glattpoliert, als reiner Schädel in der Schulstube glänzen kann. Wir treten auch in die Schule ein, wo der Lehrer eben den Schädel manipuliert und fettlippig und heuchlerisch erklärt, so ergehe es einst den Sündern in der Hölle! Die Eier aber verschlingt der Gefräßige,

zum Beweis angeblich, daß die Ameisensäure nicht durch die Schalen gedrungen sei. Angeekelt stiehlt sich Os aus der Schulstube weg. Schön ist die Schilderung des Ostermorgens mit Stall und Küche, Morgenkaffee, Holunderbaum und Licht, viel Licht! Und dann schwingt sich Os auf den obersten Dachfirst hinauf und überblickt das ganze weite Land seiner Jugend: «Und da ist der Himmel, so hoch, so groß, so weit und so strahlend, daß man sich ganz nach hinten neigen muß, um ihn zu überblicken. — Os schaut ins Land. Er sieht hinaus zum silberglänzenden Fluß in der Ebene, herausgerissen wie Metall aus den Äckern. Sieht hinauf zu den Kühen, zu den schweren braunen Klößen, die sich über die Hänge schieben, und beobachtet den Bussard, der im Licht schwimmt, hoch im Kreise, und endlich hinüberschwingt zum Wald, spitz rufend, und drin versinkt . . .» (IV, 95/96).

Unter den zahlreichen lyrischen Beiträgen möchten wir diejenigen *Alexander Xaver Gwerders* hervorheben. Dieser problematische, aber hochbegabte junge Dichter hat sich 1952 im Alter von 29 Jahren das Leben genommen. Er war Offset-Kopist in Zürich und stand ziemlich stark unter dem Einfluß von Gottfried Benn. Er schrieb unter dem Druck eines gärenden, umgetriebenen Daseins, schrieb bei schwarzem Kaffee bis weit über Mitternacht, und das neben Beruf und Familie . . . Vom Gemeinen, Alltäglichen wird Gwerder über wilde Assoziationsreihen hinweg bis an den äußersten Rand der Dinge getrieben: von Glockenklängen, die über den See her tönen, zu Thomas a Kempis (III, 28), oder von dem Anblick eines beliebigen Pärchens zu der «erwarteten Lust, die jeden Gedanken vorauspeitscht» (V, 45), wobei er sich dann freilich korrigiert: «Aber das denke ich ja bloß.» Er ist ein Kenner aller Verlorenheiten des entwurzelten Großstadt-Daseins, ein fanatischer, grübelnder Analytiker, dem aus den wirren Bildern der Außenwelt das Gleichnis seiner selbst aufsteigt. «So ist der Herbst: naß, mit viel halbem, dumpfem Schimmer; fahl abgebrochen, wirr

eingerüstet von Pfählen, Stangen und Drähten. Eisern und rostig verwesen die immer so bald vergilbten wie im Sommer bald versengten Schrebergärten» (IV, 82). Auf Grund solcher Sätze würde man kaum vermuten, daß Gwerder ein Schwyzer ist, aus dem Muotatal stammend; im Gegensatz zu Hans Boesch ist er nicht einmal als Schweizer erkenntlich. Er erscheint vielmehr als extremer Individualist und steht für sich allein da wie jene «einzelnen Kamine, für deren kahles Ragen es jahrein jahraus keine versöhnenden Vergleiche gibt» (IV, 83). Die Zitate stammen aus den zahlreichen nachgelassenen Prosastücken. Hier ein Gedicht von ihm:

#### *Intérieur*

Es ist schon später als du glaubst.  
Selbst die Erratischen verwittern —  
Was du auch liebst, was du auch raubst,  
es bleibt doch alles hinter Gittern.

Ein wenig Nebelruch und Laub,  
ein Vogelzug ins Herbstgezweige:  
dies deine Welt — ein bißchen Staub  
und drin die Fülle und die Neige.

Vergeblich winkt der Vers zurück,  
durch den der Tag dein Wort erfuhr —  
So naht der stillste Augenblick:  
Sogar dein Herzschlag wird Figur.

(Dämmerklee, S. 16.)

Um den Nachlaß Gwerders, der erstaunlich reich ist, hat sich der Herausgeber des «Hortulus» sehr verdient gemacht. Der *Arche-Verlag* in Zürich hat unter dem Titel *Dämmerklee* soeben ein erstes Bändchen mit Gedichten herausgebracht. Es ist sehr zu wünschen, daß es nicht bei diesem ersten Bändchen bleiben wird.

Noch manches aus dem «Hortulus» wäre zu besprechen, zum Beispiel die sehr eigenen und dichten Gedichte des Winterthurer Dichters *Walter Groß* oder das geniale Prosastück «Wo ich wohne» von der deutschen Schriftstellerin *Ilse Aichinger* (V, 29). Indessen reicht dazu der Raum nicht aus, und wir müssen uns damit begnügen, diese Zeitschrift allen Freunden der werdenen Dichtung zu empfehlen.

*Arthur Häny*